A. vet.
30
-2-
Fiche

Med. vet. 30 ½
Fiche
Med. veterin.
20
Jormind
89.
<366364555900010
<366364555900010
Baye

Der
Freund des Landmannes,
von
einem Schlesier.

Von der Rindviehzucht.

Von der Egelkrankheit des Rindviehes.

Von den Hühnern und ihren Krankheiten.

Von der Tollheit der Hunde.

Zweytes Stück.

Mit einem Kupfer.

Breslau,
bey Ernst Gottlieb Meyer.
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Wohlgebornen Herrn

Johann Friedrich Vogdt,

Königl. Preußl. Regiments-Ärzte

und Wundarzte,

bey dem Hochlöbl. von Lattdorfischen

Regimente.

Menschenfreund!

Schon dazumal, als ich Sie bey den Lagerstätten der kranken Kriegsmänner zu begleiten das Glück hatte, riß mich das Edle Ihrer Handlungen zu Ihnen hin. Ich sah manche dankbare Thräne von den der Thränen ungewohnten Wangen fließen. Nicht Schmerz, den sie heldenmäßig ertrugen, (es waren Friedrichs des Einzigen Krieger), nein, Ihr Benehmen erpreßte sie ihnen; denn Sie thaten mehr, als Ihre Pflicht forderte. Sie waren Ihren Kranken mehr als Arzt, Sie waren ihnen Vater: und auch mir waren Sie mehr als Lehrer. Wenn ich von nagendem Kummer oft ganz niedergedrückt

drückt und muthlos auf der dornigten Bahn keinen Ausweg mehr fand; wenn es um mich her schrecklich finster aussah, daß kein Strahl der Hoffnung die Finsterniß durchdringen konnte: o, dann waren Sie mir Freund, Wohlthäter – in dem weiten Umfange dieser Worte. Dieß lohne Ihnen der, an welchen alle, die ihre starke Schuldenlast abzutragen sich zu schwach fühlen, ihre uneigennützigen Gläubiger verweisen, dieß lohne Ihnen der Himmel.

Oppeln, den 1 Januar 1793.

Der Verfasser.

Von der Rindviehzucht.

Das erste Stück meines Büchleins hat Euch wie ich aus der Abnahme desselben sehe, nicht übel gefallen; ja es haben sich mehrere schon erkundiget, ob ich nicht weiter schreiben werde. Ich erfülle diesen Wunsch um so lieber, da ich noch so viele Sachen weiß, die Euch offenbar schaden, und durch deren Abänderung Ihr manchen Thaler Geld in der Tasche behalten könnet.

Ihr werdet Euch ohne Zweifel noch an die Anrede erinnern, in welcher Euch die Fehler angezeigt werden, die Ihr bey der Pflege des Rindviehes begeht; solltet Ihr indessen schon daraus vergessen haben, so nehmet dieselbe noch einmal zur Hand: denn dasjenige, was ich Euch jezt sagen will, hängt mit dieser Anrede genau zusammen. Ich will Euch erzählen, wie man sich gutes Rindvieh selbst erziehen kann, welches mehr und beßre Milch giebt, stärker und gesünder ist, als das Eurige. Aus meiner Beschreibung einer klugen Rind-

viehzucht werdet Ihr ja wohl einsehen, ob die Eurige auch so beschaffen ist, oder nicht, und ob Ihr in der bisherigen Gewohnheit etwas abzuändern habet oder nicht.

Wenn man eine gute Rindviehzucht haben will, so muß man freylich Kühe und Stiere oder Bullen von der besten Art zu bekommen suchen; und wenn das alte bekannte Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, irgendwo zutrift, so ist es bey der Viehzucht. Die gemeinen Stiere und Kühe kosten beynahe eben so viel, wie edlere; Ihr müßt jenen auch Futter und Pflege geben wie diesen, ja die gemeinen Kühe bedürfen wegen ihrer schwachen Leibesbeschaffenheit noch mehr Wartung und Pflege als die edlern. Ihr habt von den lezteren bessere Milch und bessere Kälber zu erwarten, und das Theuerste ist auch hier das Beste.

Es pflanzt sich aber nicht jede gute Art Rindvieh in einem Lande so, wie in dem andern fort. In bergigten Gegenden kömmt der kleine Schweizerschlag am besten fort; in den Gegenden, wo man die Kühe auf Anhöhen treiben kann, der mittlere Schlag; in flachen und ebenen Gegen-

den bey guter Weide der große Schlag. Stiere und Kühe von edler Art sind gewöhnlich einfärbig von Haar, entweder schwarzbraun, wie in der Schweitz, oder kirschbraun, wie in England; oder hellbraun, wie in Holland; oder auch grau, wie in Ungarn und Pohlen.

Die scheckigten Thiere, die in diesen Ländern zuweilen fallen, werden mehr zum Verkauf und zur Mastung, als zur Zucht gezogen; denn sie bleiben sehr oft gelte, ihre Kälber sind meistentheils Schwächlinge, und gehören unter diejenigen Geschöpfe, die Krankheiten weit öfter ausgesetzt sind, als die Einfärbigen. Ihr sehet also, daß ich keine Schecken, wenn sie auch noch so schön aussehen, in meiner Landwirthschaft erziehen würde.

Wie kann man aber, werdet Ihr mich itzt fragen, die edlen und schönen Thiere, von den gemeinen Ochsen und Kühen unterscheiden? Die gemeinen Thiere, so wie sie sich in Euren Ställen befinden, haben grobe, starke und lange Haare; ihr Kopf ist lang, plump und schwer; die Stirne und Nase ist breit; die Augen sind klein, die Ohren sind schlaff, sind dick und mit

mit groben Haaren besetzt; die Hörner sind lang, verdreht und schmal; der Hals ist ebenfalls schmal, der Rücken, die Lenden und das Kreutz sind schwach; der Schweif ist da, wo er am Körper ansitzt, das heißt: an seiner Wurzel schwach, lang und geschmeidig, die Füße sind dünn; der Gang ist faul und langsam; die Kühe haben kleine Eiter, welche meistens behaart sind, und sie verlieren Ihre Milchzähne weit früher, als die Edlen; daß ist: sie werden frühzeitig alt.

Ganz anders sehen die edlen Stiere und Kühe aus. Diese sind alle schön gebaut, und sie gefallen beym ersten Anblicke schon, ehe man noch ihre Theile einzeln betrachtet. Ihre Haare sind einfärbig, glänzend und fein. Sie haben kleine und schöne Köpfe; große und feurige Augen; kurze und dünne Ohren, kurze und starke Hörner. Ihre Hälse sind lang und mit langen Lappen geziert. Lang, grade und stark sind ihre Rücken, Lenden und Kreutz. Dick, hochangesetzt und stark der Schweif, besonders an der Wurzel; ihre vordern Füße sind kurz und nervigt, und ihre hintern breit. Ihre Milchadern und Eiter sind groß und unbehaart.

Durch

Durch diese Beschreibung der edlen sowohl als gemeinen Thiere, werdet Ihr Euch im Stande befinden, das eine von dem andern zu unterscheiden, und das Beste zu wählen. Wenn Ihr aber auch weiter nichts als dieses bey den Einkaufen des Zuchtviehes vor Augen haben solltet, so würdet Ihr immer noch große Fehler begehen. Ihr müsset auf das Alter der Thiere Eure Ausmerksamkeit richten; denn alte Kühe, die keine Kälber mehr tragen, und wenig Milch geben, kauft sich doch kein Mensch gerne, der es weiß, worinn die Nutzung der Kühe besteht. Ich für meinen Theil denke immer, wenn ich alte Kühe in einer Wirthschaft unter dem Zuchtviehe sehe: hier muß der Herr und sein Verwalter ihre Köpfe nicht auf der rechten Stelle haben.

Aus den Zähnen im untern und hintern Maule und aus den Hörnern kann man es erfahren, wie alt ein Ochs oder eine Kuh sey. Damit Ihr dieses auch recht begreifet, muß ich vor allen andern erklären, was ich unter dem Untermaule verstehe. Jeder Ochse und jede Kuh hat, wie Ihr wohl wisset, eigentlich nur ein Maul, welches man in das obere und untere

tere eintheilt; jedes Maul wird durch die zwey Kinnbacken gebildet, von denen man den einen, an welchem die Nase sitzt, den vordern und denjenigen, der dem Halse näher ist, den hintern nennt.

Das obere Maul ist dort, wo sich die Backenzähne befinden; denn, wenn das Rindvieh seinen Kopf frey hält, so werden die Backenzähne immer von der Erde weiter entfernt seyn, als die untern Zähne. Da wo sich die Lippen befinden, und die Schneidezähne bedecken, ist das untere Maul. Das Rindvieh hat nur im hintern Kinnbacken Schneidezähne, im vordern hat es gar keine.

Unsere vierfüßigen Hausthiere, bekommen, wie die Menschen zweymal Zähne, von denen man die ersten die Milchzähne, die nach diesen folgen, die wahren Zähne nennt. Nur die Schweine behalten ihre ersten Zähne lebenslang, ohne daß sie dieselben jemals wechseln. Fällt denselben einer aus, so wächst er auch nicht mehr wieder. Wenn nun eines oder das andere von diesen Thieren einen oder mehrere Milchzähne verliert, so sagt man: es schiebt ab, oder es wirft ab; so bald in den Lücken

cken der Milchzähne die neuen hervorwachsen, so sagt man: es schiebt nach. Uebrigens ist es nicht schwer zu beurtheilen, ob das Thier die Milchzähne oder die wahren Zähne im Maule hat; denn die Milchzähne sind weisser und schmäler, als die wahren.

Auf dieses Abschieben oder Abwerfen gründet sich, in den ersten 3 Jahren des Lebens, die Kenntniß des Alters bey dem Rindviehe. Nach dem 9ten Monath pflegen die ersten zwey Vorderzähne auszufallen, die man auch, weil sie sich grade in der Mitte der übrigen befinden, die Mittelzähne nennt; diesen schieben bald andere, zwar nicht so weisse, jedennoch breitere Zähne nach. In 6 bis 7 Monathen schieben die nächsten beyden ab, und ihre Stellen werden durch das Nachschieben anderer breiterer Zähne nicht lange darnach wieder ausgefüllt. So ergeht es auch nach 6 bis 7 Monathen ihren Nachbarn oder dem dritten Paare; und endlich in eben derselben Zwischenzeit dem 4ten Paare oder den Eckzähnen. Das Thier hat also nach 3 Jahren keine Kälberzähne, sondern lauter neue Beiß- und Schneidezähne, die grade, lang und weiß erscheinen; mit dem zunehmenden Alter aber immer mehr abgeschliffen, ungleicher und schwärzer werden.

Nach dem 3ten Jahre pflegen die Hörner sowohl bey der Kuh, als bey den Ochsen abzufallen, und neuen Hörnern Platz zu machen, die in der Folge der Zeit nicht mehr von selbst abfallen. Das zweyte Paar Hörner wächst nach bestimmten Gesetzen, nur findet darinn einiger Unterschied Statt: daß sie bey Ochsen und Kühen dicker und länger werden, als bey Stieren. Im vierten Jahre des Ochsen oder der Kuh, drängen sich zwey kleine, spitzige und glatte Hörner heraus, die sich da, wo sie am Kopfe ansitzen, in eine Art von Wulst oder Ring endigen. Das Jahr darauf entfernt sich die Wulst oder der Ring vom Kopfe, und es entsteht nach Verlauf eines Jahres wieder ein dergleichen Ring: und das geht mit jedem Jahre, so lange das Thier lebt, auf die nämliche Art fort; denn die Hörner hören nicht auf zu wachsen. Man rechnet von der Spitze des Hornes bis an den ersten Ring für 3 Jahre, und jeden Raum zwischen den übrigen für 1 Jahr. Nach dieser Anleitung kann man das Alter des Thieres sehr leicht zusammen rechnen.

Ein, von Geburt aus, gesunder Ochse lebt bey guter Wartung und Pflege 19 bis 20 Jahr; eine Kuh 17 bis 18 Jahr. Das Mittelalter ist, wenn man von der Zucht

redet,

redet, das beste; vernünftige Landwirthe lassen die Kühe nach 12 Jahren nicht mehr zukommen, und die Stiere nach 7 Jahren nicht mehr springen.

Der erste Trieb zur Begattung entwickelt sich bey jungen Kühen im 16, 17, 18ten Monathe; es ist also nothwendig, diejenigen von der allgemeinen Heerde und Weide abzusondern, die man nicht begatten lassen will. Ueberhaupt läßt man den ersten Trieb zur Begattung unbefriedigt. Vor 30 Monathen, das heißt, vor 2 und einem halben Jahre sollte man keinen Stier springen, und vor 2 Jahren keine Kuh belegen lassen; sonst arten die Thiere aus, und werden immer kleiner und schlechter.

Vom 5ten bis zum 10ten Jahre werfen die Kühe die besten Kälber, und unter diesen muß man die schönsten und vollkommensten zur Zucht aussuchen. Diejenigen, welche von Kühen gefallen sind, die noch nicht 4 Jahre oder wohl gar schon über 10 Jahre alt sind, muß man an die Fleischer verkaufen.

Das Frühjahr ist die Zeit, in welcher die meisten Thiere den Hang zur Begattung

tung am stärksten fühlen; die Monathe April, May, Junius und zum Theil der Julius. Die wohlthätige Wärme des Frühlings erwärmet alle Geschöpfe, ihr Blut, ihre Neigungen, ihr ganzer Körper wird dadurch verändert, und zur Fortpflanzung ihrer Wesen gestimmt. Die Natur fordert sie alle auf. Diejenigen, die sonst zerstreut, die entfernt von einander leben, suchen einander, werden unruhig und verlegen; sie fühlen sich allein, und rufen einander. Büsche, Berge und Thäler tönen alsdann von Stimmen; die Luft ist voll von Widerhall. Alles ist fröhlich, heiter, munter, belebt. Alles lacht in der Natur. Die verstummten Vögel singen, und die sprachlosen Thiere reden mit einander von Liebe.

Von dieser allgemeinen Veränderung kömmt es her, daß den Kühen und überhaupt den Thieren die ihre Jungen säugen, zur Begattungszeit die Schaamlippen, welche den Eingang zur Gebährmutter umgeben, anschwellen und dicker werden; daß sie röther und empfindlicher sind als sonst; daß Schleim, zuweilen auch blutiges Wasser durch die Schaam aus den Geburtstheilen heraus fließt oder heraus gespritzt wird;

wird; und daß dieser Auswurf so lange dauert, so lange die weiblichen Thiere zur Empfängniß fähig sind. Hinlängliche Merkmale, ob man eine Kuh mit Erfolge belegen lassen kann, oder nicht.

Wer die Thiere zu einer andern Zeit belegen läßt, macht sich unnöthige Mühe.

Bald nach der Empfängniß werden die Kühe geduldig, gelassen, sanft. Die Anschwellung der Schaam, die Hitze und Röthe derselben, die Aussonderung des Schleims verlieren sich zusehends. Die Munterkeit, die Unruhe läßt nach, die funkelnden Augen bekommen den natürlichen Glanz, sie brüllen nicht mehr. Der Bulle darf sich Ihnen mit dem Willen zu begatten nicht mehr nähern.

Ein Stier oder Bulle sollte nicht mehr als 20 höchstens 23 Kühe belegen; denn je weniger er springen darf, desto kräftiger ist sein Saame, und desto sicherer die Befruchtung. Er muß ferner in einem Tage nicht mehr als eine Kuh bespringen, dabey gut im Futter gehalten werden. Bespringt er mehrere in einem Tage, so schadet er sich selbst, und sie empfangen nicht, oder wie Ihr es zu nennen pflegt,

pflegt, sie bleiben gelte. Auch sind die Kälber, die von solchen Vätern kommen, die zu oft springen müssen, nur Schwächlinge.

Alle Künsteleien müssen sowohl vor als nach der Begattung vermieden werden. Das Begiessen der Kühe mit kaltem Wasser, sobald der Bulle herabgestiegen ist, ist schädlich; das 3 mahlige Schlagen mit einer Gerte auf das Kreutz der Kühe, ist unnütz.

Rindert die Kuh gehörig, ist der Bulle stark und feurig, und wendet man keine Zwangsmittel an, so werden die meisten Kühe vom ersten Sprunge trächtig. Selten ist es nöthig sie des andern Tages noch einmal belegen zu lassen.

Die Kühe tragen ihre Frucht, wie die Weiber der Menschen, neun Monathe. Man muß die Allmacht des lieben Gottes bewundern, wenn man bedenkt, wie aus so wenigen Saamen in einer so kurzen Zeit, ein so großes Thier, wie ein Kalb gleich nach der Geburt schon ist, gebildet werden kann. Ja, was noch mehr ist, schon vier Wochen nach der Empfängniß kann der Kenner die Gattung der Thiere erkennen.

So

So lange sich das Kalb im Mutterleibe befindet, so ist es in Häute, die mit Wasser angefüllt sind, und gleichsam eine Blase oder Sack bilden, eingeschlossen, und lebt nicht etwann von Wasser, in dem es herumschwimmt, sondern von dem Blute der Mutter.

Warum schwimmt aber das Kalb, so lange es im Mutterleibe ist im Wasser? Darum könnte mich wohl einer oder der andere noch fragen, und ich will nicht säumen, Euch die Frage so gut ich's kann, zu beantworten. Da das Kalb mit jedem Tage wächst, so muß es sich in einem Behältnisse befinden, welches seinem Wachsthum nicht widersteht; sonst würden nichts als Krüpel werden: und was giebt wohl jeder Gewalt leichter nach, als Wasser. Alsdenn wird das Kalb durch dasselbe Wasser geschützt, wenn seine Mutter fällt, oder einen Stoß bekömmt: es sieht es ja wohl ein jeder leicht ein, daß man einen Stoß oder Schlag nicht so stark fühlt, wenn man in ein Federbett eingehüllt ist, als wenn man ihn auf den bloßen Leib bekömmt. Endlich hat das Wasser noch viele andere Vortheile, die ich Euch eben nicht alle anführen kann,

kann, wenn ich Euch nicht zum Gähnen bringen soll.

Zu Ende des neunten Monaths, einige Tage früher oder später machen hier keinen großen Unterschied, nach neun Monathen also bekommen die tragenden Kühe mehr oder weniger heftige Leibschmerzen, die bald nachlassen, aber nach einer kurzen Ruhezeit wieder zurückkommen: diese Schmerzen nennen wir, um sie von andern Leibesschmerzen zu unterscheiden, die Wehen.

So lange die Oeffnung der Gebährmutter, die an der Scheide angewachsen ist, und die man auch den Muttermund zu nennen pflegt, durch die Wehen nicht hinlänglich erweitert wird, so lange bleiben die Kühe während ihren Wehen noch immer stehen; so bald aber die vom Wasser ausgedehnten Häute diesen Muttermund erweitern, legen sich die gebährenden Kühe nieder.

Durch den Druck der schnell auf einanderfolgenden Wehen, dringt einer von den vordern Füßen, mit der Spitze des Hufes zuerst, aus der Oeffnung der Schaam; ist dieser ungefähr eine Spanne vorgerückt, so erscheinet der andere ebenfalls

falls mit der Spitze des Hufes. Der zuerst hervorgedrängte Fuß durchbohrt meistens die Häute, welche sowohl das Wasser als das Kalb enthalten, und es fließt ein Theil des Wassers durch die zerrissene Oeffnung heraus. Es geschieht aber auch oft, daß das Kalb mit verschlossenen Häuten gebohren wird.

Die Häute mögen durchbohrt worden seyn oder nicht, so folgt, wenn die vordern Füße weit genug hervorgerückt sind, der Kopf, welcher in die Fuge, die die beyden Vorderfüße machen, gleichsam eingepreßt ist. Eine oder mehrere starke Wehen pressen sowohl den Kopf als die Vorderfüße bis an den Hals, ja wohl noch weiter hervor, und die Geburt ist so gut als vollendet: denn der ganze übrige Körper folgt entweder der nämlichen, oder der nächstfolgenden Wehe gänzlich nach.

Das Kalb hängt nun noch mit der Mutter durch die Nabelschnur zusammen. Die Mutter springt, sobald das Kalb außer ihrem Leibe befindlich ist, auf, beriecht, belekt es, und zerreißt, wenn dieses nicht zuvor schon geschehen ist, die Häute. Der Anblick der Frucht belebt ihre unver-

dorbenen Muttergefühle, sie wendet sich, sie dreht sich um dieselbe; sie ermuntert das Kalb durch Lecken und gelinde Stöße zum Aufstehen; und durch diese mannigfaltigen Bewegungen wird die Nabelschnur zerrissen. Kein Schmerz, kein Bluten ist mit diesem Risse verbunden, und man wird höchstens einen Löffel voll Blut aus der Nabelschnur heraus fließen sehen. So vollendet die Natur ihr Werk ohne alle Beyhülfe oft in einer kürzern Zeit als eine Viertelstunde ist.

Da werden sich ja wohl die Kälber zu Tode bluten, wenn man die Nabelschnur in der Nähe des Bauches nicht unterbindet? Wer verbindet denn bey den jungen Hirschen, Bären, Wölfen u. s. w. die Nabelschnur? Hat denn schon ein Jäger aus dieser Ursach zu Tode geblutete Thiere gesehen? Wahrlich hätte unser Stammvater Adam viel zu thun gehabt, wenn er die Nabelschnuren aller, während seiner Lebenszeit zur Welt gekommenen Thiere, hätte unterbinden sollen? Der liebe Gott, der dazumal für die Thiere sorgte, ist noch der alte, und sorgt auch itzt noch für dieselben. Alle Eure Künsteleyen machen die Geburt nur

nur beschwerlicher, länger, mühsamer, zuweilen wohl ganz und gar unmöglich.

Wenn man den Hausthieren bey der Geburt gar nicht zu Hülfe käme, so würden sehr viele, denen man durch ungeschickte Hülfe das Leben raubt, den Tode entkommen. Wer hat je gehört, daß wilde Thiere während der Geburt zu Grunde gegangen sind? Indessen kann es doch geschehen, und es geschieht wirklich, jedoch äußerst selten, daß das Kalb nicht mit den Vorderfüßen zuvorkömmt, und in diesem Falle geht die Geburt oft sehr schwer von statten, weshalb man sie auch eine widernatürliche Geburt nennt. Dieß kommt nicht davon, weil sich das Kalb im Mutterleibe gewendet, sondern weil die Natur gleich nach der Empfängniß dem Thiere diese widernatürliche Lage gegeben hat.

Kühe, die so schwer gebähren, würde ich von meinem Zuchtviehe ausschließen, und ihre Kälber, wenn sie auch noch so schön wären, nicht zu Zuchtkälbern bestimmen; denn man hat bemerkt, daß dieser Fehler erblich ist.

Bey den schweren und widernatürlichen Geburten werden wir doch den Thie-

ren mit Arzneymitteln, durch Aderlassen mit Handgriffen zu Hülfe kommen können? Das Beste ist, man thut hier ebenfalls nichts, und überläßt alles der Natur.

Itzt hätten wir also schon das Kalb zur Seite seiner Mutter ganz frey und ohne körperliche Verbindung mit ihr liegen, und es ist mit einem Worte ganz gebohren; aber die Kuh hat die Häute des Sackes entweder ganz oder zum Theile, ferner einen dicken Körper, welcher aus durcheinandergewebten Adern besteht, einen rundlichen Stücke Fleisch ähnlich sieht, und an welchem die Nabelschnur befestigt ist, noch in sich. Diese Dinge zusammen nennt man die Nachgeburt. Auch diese schaft die Natur ohne Hülfe heraus. Kommt sie, wenn man an der Nabelschnur gelinde zieht, nicht bald nach, so überlasse man sie der Natur, und vermeide alles gewaltsame Zerren. Sie kann 10, 12, bis 16 Tage bey der Mutter ohne Nachtheil ihrer Gesundheit bleiben. Freylich fängt sie alsdenn an Uebel zu riechen, aber sie geht doch nach und nach ab. Aeußerst gefährlich ist's, dieselbe wegzunehmen, wenn die Kühe verworfen haben, weil sie dann fast immer mit der Gebährmutter stark verwachsen ist.

Man

Man will bemerkt haben, daß die Kühe nach dem Kalben auf die Nachgeburt äußerst begierig seyn, und dieselbe fressen sollen: es ist nothwendig, daß man darauf Achtung giebt, weil diejenigen Kühe, welche dieses thun, nach den Erfahrungen vieler, sich von Tag zu Tag abziehren, und aller angewandten Mühe ungeachtet einen langsamen Todt sterben.

Die Geburt wäre itzt vorüber, nun müssen wir uns erst um das Befinden der Mutter ernstlich erkundigen. Jede Kuh hat bald nach der Geburt ein Fieber, welches nach Beschaffenheit der Umstände stärker oder schwächer ist, und länger oder kürzer dauert. Arzneyen dürfen wir ihnen deshalb eben nicht geben, jedennoch bey ihrer Fütterung mit Klugheit zu Werke gehen.

Tragende Kühe müssen schon sorgfältig gepflegt werden.

Man giebt ihnen gutes Heu, und etwas Rüben oder andere Erdgewächse dieser Art, man läßt ihnen besseres Getränke, z. B. Mehlwasser, Kleyenbrühe zukommen, oder man vermischt ihnen immer über den andern Tag etwas Leinkuchen mit

mit dem Wasser. Nur vermeide man bald nach dem Werfen Grummet zu geben; denn es ballet sich im Wanste fest zusammen, ist daher schwer zu verdauen, und macht Hitze; trinken sie bald darauf, so werden sie aufgetrieben und verstopft, oder sie bekommen einen Durchfall, und sterben auf die eine oder andere Art, gemeiniglich. Unter den Mitteln, die das Verwerfen der Kühe befördern, kenne ich kein sichereres als das Grummet, wenn sie ihren Durst bald darauf befriedigen können. Bloßes Stroh würde ich unter diesen Umständen weit vorziehen.

Weil es unter den Landleuten noch viele giebt, die bald das Grummet, bald das Heu für besser und gesünder halten: so will ich auch hierüber meine Gedanken sagen, indem die Sache eben keine Kleinigkeit ist. Meiner Meinung nach ist das Heu viel gesünder als das Grummet. Nach den Erfahrungen werden nicht allein die Kühe nach dem Kalben, sondern auch die Pferde und die Schaafe, wenn man es den letztern besonders des Abends giebt, öfter krank darnach.

Das Heu wird vor seiner Erndte wirklich reif; das Grummet aber nicht.

Das Grummet wird besonders in großen Wirthschaften oft zu spät gemacht, wenn es durch lange liegende Thaue schon viel gelitten, und zur Hälfte faul geworden ist. Ich habe besonders in Oberschlesien mit Schrecken gesehen, daß sogar bereiftes Gras gehauen worden ist: ich wüßte nichts was diesen an Schädlichkeit gleichkäme.

Jeder vernünftige Landmann muß darauf sehen, vor Michaeli sein Grummet nach Hause zu bringen; er wird ferner vor Maria Lichtmeß damit zu füttern nicht anfangen, dasselbe auf der Siedelade schneiden, und nicht zu viel auf einmal geben.

Bey keiner Erndte seyd Ihr geiziger als beym Grummet machen; hier muß alles aus der Erde heraus barbieret werden, unterdessen, da ihr bey der Getraide-Erndte oft unnöthig lange Stoppeln zurücklasset. Durch das tiefe Herausbarbieren kömmt, weil Eure Wiesen gewöhnlich nicht zum besten bestellt sind, vielerley und zum Theil schädliches Moos, und viel Erde darunter. Dadurch werden viele Graskeime verletzt, der Frost kann bey solchen Verfahren leicht eindringen, und auf diese Art der Heuerndte des folgenden Jahres viel schaden.

Nicht zugedenken, daß die Herbstweide dadurch um vieles verringert wird. Ich weiß es in voraus, wie wenig ihr Euch nach dieser Vorschrift richten werdet, indessen wollte ich's Euch doch sagen.

Ist das Kalb schön und zur Zucht bestimmt, so muß man es lange säugen lassen, und es nicht etwan schon mit drey oder vier Wochen entwähnen. Diejenigen Landwirthe, die ihre Zuchtkälber zu früh entwähnen, schaden sich an der Zucht mehr, als sie an der Milch gewinnen, die sie ihren Kälbern entziehen: die beste Zeit sie zu entwähnen ist, wenn sie auf der Weide oder in den Ställen das Heu selbst zu fressen anfangen. Die Zuchtkälber kommen zwar theuer zu stehen, sie sind aber auch um desto vorzüglicher, und werden einst vollkommene Thiere.

Es giebt indessen Fälle, wo man den Kälbern nicht füglich die Milch ganz überlassen kann, und wo man doch Kälber zur Zucht zu erziehen wünschte. Dieser Umstand hat die Landwirthe zum Nachdenken über diese Sache aufgemuntert, und man hat gefunden, daß man bey genauer Sorgfalt mit der Milch von einer Kuh, 4 bis 5

Käl-

Kälber sehr gut und wohlfeil ernähren könne. Die Art und Weise dieses ins Werk zu setzen, ist folgende: man füllt ein irdenes mit einer gut passenden Stürze (Deckel) versehenes Gefäß, mit zartem und gehackten Heu, ganz an, drückt es mit der Hand etwas zu Boden, gießt kochendes Wasser darauf, und deckt es gut zu. Wenn das Wasser einige Stunden darauf gestanden hat; so sieht es aus, wie ein starker Thee, und hat die ganze Kraft des Heues in sich. Man kann davon bald so viel, als ungefähr auf einen Tag nöthig ist, bereiten, denn es bleibt auch in der größten Hitze 2 Tage lang gut.

Ein jedes Kalb führt, wenn es die erste Milch von der Kuh genossen hat bis zum 3ten oder 4ten Tag ab; während dieser Zeit muß man die wohlthätigen Wirkungen der Natur durch nichts stöhren. Hat das Abführen aufgehört, so giebt man von diesem Heutranke, der so lau warm seyn muß, wie die Milch, die bald von der Kuh kommt, 3 Theile gute Milch und einen Theil Heutrank, täglich wenigstens dreymal: fünf bis sechs Tage nachher giebt man zwey Theile Milch und einen Theil Heutrank. Gegen das Ende des ersten

Mo-

Monaths giebt man ihm, nur einen Theil Milch und 3 Theile Heutrank. Im 2ten Monathe giebt man ihm außer dem Getränke mit unter etwas weiches Heu, woran es sich nach und nach gewöhnt. Erlaubt es die Jahrszeit, so kann man die Thiere schon auf reine gesunde Grasplätze treiben. Mit dieser Ernährungsart fährt man den 3ten Monath so fort, und frißt das Kalb gut Heu oder Gras, so kann man die gute Milch nach und nach ganz abbrechen, oder nur abgerahmte oder Buttermilch unter das Heuwasser mischen. Ist es schon über 3 Monathe alt, alsdann bedarf es der großen Sorgfalt nicht mehr, und es ist hinlänglich, wenn es nur einmal des Tages Heutrank bekömmt.

Diese Art Kälber zur Zucht zu erziehen ist die gesündeste und wohlfeilste unter allen die ich kenne, weil dabey nicht so leicht ein Kalb zu Grunde geht.

Zuweilen geschieht es, besonders wenn man bey der Geburt mit Arzneyen, Aderlassen u. s. w. etwas voreilig gewesen ist, daß die Kälber bald sterben. Läßt man bey einem solchen Vorfalle die Milch der Kuh nicht bald aussaugen, denn das Mel-

ken

ken ist zu dieser Zeit etwas beschwerlich, und zuweilen gar unmöglich, so kommt die Kuh in Gefahr ein böses Eiter zu bekommen. Aber auch das Aussaugen durch fremde Kälber wird wegen der Unruhe der Kühe zuweilen beschwerlich. Der Aberglaube sagt: man soll die Haut vom todten Kalbe auf ein fremdes legen, und so wird die Kuh ein jedes Kalb ohne Widerwillen zulassen. Der Menschenverstand sagt, man soll die Augen der Kuh mit einem Stück doppelter Leinwand bedecken, und so wird sie sich von jedem Kalbe sehr leicht aussaugen lassen.

Wenn soll man die jungen Stiere verschneiden? Man unternimmt das Verschneiden zuweilen wenige Wochen nach der Geburt, und es werden aus dergleichen früh geschnittenen Stieren die größten und fettesten Ochsen; allein es sterben viele, wenn sie so früh geschnitten werden. Die beste Zeit dazu ist von sechszehnten, achtzehnten Monathe, höchstens bis zu zwey Jahren, in welchem Alter weit wenigere sterben, als wenn man sie früher oder später verschneidet.

Hiermit hätte ich das Wichtigste von der Rindviehzucht gesagt, und beschließe diese Anrede mit dem Wunsche, daß ihr Euch nach diesen Vorschriften richten möchtet, weil ich überzeigt bin, daß Ihr Euch dabey wohlbefinden werdet.

Euer Freund und Landmann,

der Verfasser.

Von der Egelkrankheit des Rindviehes.

Diese Krankheit führt so wie mehrere Plagen der Thiere einen Namen, der ihr, genau genommen, nicht zukömmt; weil es indessen der bekannteste ist, so will ich mich, da an der Erkenntniß der Sache immer mehr als an ihrer Benennung liegt, eben nicht lange dabey aufhalten. Unter den Schaafen ist sie gemeiner als unter dem Rindviehe, sie richtet aber auch bey den letztern oft sehr großen Schaden an. Sie herrschte im Jahre 1790 in Schwaben, und verursachte da in einem nicht zu großen Distrikte einen Verlust, der sich auf eine Million Gulden belief. Daß sie in unserm Vaterlande auch schon geherrscht habe, weiß ich gewiß; wie oft sie aber im Lande gewesen sey, und wie groß der Schade seyn mag, den sie angerichtet hat, kann ich nicht sagen: denn es stirbt bey uns alles am sogenannten Milzbrande.

Die ersten Kennzeichen sind: eine Traurigkeit, Mattigkeit; die Augen werden

den trübe, treten in den Kopf zurück, und die Thiere sehen hohläugig aus, auch findet sich etwas schmieriges wie Materie in den Augenwirbeln. Die Haut sieht blaß aus und fühlt sich weich an, wie Talg. Nach einigen Wochen schwillet den Kranken der Bauch; alsdenn kommt oft noch ein entkräftender Durchlauf dazu, der sich gemeiniglich mit dem Tode endiget.

Die Krankheit dauert von 8 bis 20 Wochen, zuweilen noch länger, ehe die Thiere sterben. Sie ergreift vorzüglich das junge Rindvieh, und nur selten wird ein altes auf diese Art erkranken.

Nasse Witterung, das Trinken des stehenden und faulen Wassers, tief liegende überschwemmt gewesene, oder auch sonst nasse Hüthungen, sind die gewöhnlichsten Ursachen, von welchen das Uebel seinen Ursprung nimmt. Sehr viel trägt auch die Unreinlichkeit der Ställe, die große Hitze in denselben zur Winterszeit, und der Mangel der frischen Luft bey.

Die nassen Weiden sind dem jungen Rindvieh weit nachtheiliger als dem Alten; theils wegen dem noch schwächern Verdauungsvermögen, theils auch wegen der

immer

immer stärkern Eßlust, die sie haben, welche macht, daß dieselben das Futter häufiger verschlingen.

Bey der Zergliederung der an dieser Krankheit gefallenen Thiere, findet man sehr aufgelößtes und blasses Blut, mürbes Fleisch, eine wenigstens um die Hälfte größerere und schwerere Leber, und in derselben viele lebendige, ziemlich große Egeln; von welcher letztern Erscheinung die Krankheit wohl den Namen erhalten haben mag.

Diese Egeln sind nicht Ursache der Krankheit, sondern nur Folge derselben. Wie kommen aber diese Würmer in die Leber? Unsere Vorfahren glaubten allgemein, das die Thiere Wurmsaamen mit der Nahrung verschlingen müssen; nach den Entdeckungen aber, die in unsern Zeiten gemacht worden sind, können wir sicher glauben, daß der Wurmsaamen in jedem Körper selbst entstehe, und bey einer günstigen Gelegenheit die Würmer erzeuge.

Nur da, wo ein schlechtes Verdauungsvermögen ist, wo sich in den schwachen Eingeweiden viel Schleim erzeuget, wo das Blut und die übrigen Säfte ver-

dorben sind, lassen sich die Würmer bemerken.

Die Hauptabsicht bey der Heilung der Krankheit, muß diesem nach dahin abzwecken, daß wir den überflüssigen Schleim abführen, die schwachen Eingeweide stärken, und der fernern Ausartung des Blutes und der übrigen Säfte vorbeugen.

Die Hauptsache dabey ist, daß man die oben beschriebene Hüthungen vermeide, und die Thiere nie ganz nüchtern und mit leerem Magen auf die Weide gehen lasse. In vielen Gegenden der Schweitz beobachtet man diese Regeln sorgfältig, und läßt das Rindvieh nicht eher auf die Weide, wenn es nicht schon etwas Heu bekommen hat, welches sie überdies noch sehr oft mit Salz bestreuen. Durch diese unbedeutend scheinende Vorsicht werden viele Krankheiten verhindert. Was, wir sollten jedem Stücke Rindvieh eine Hand voll Heu täglich geben? Leuten, die über Kleinigkeiten immer sparen, und bey großen Schaden blind sind, antworte ich nicht erst.

Unter den Arzneyen, die man den Kranken in dieser schwer zuheilenden Krankheit geben kann, ist folgende Vorschrift

bis

bis hieher noch am wirksamsten befunden worden.

No. 1. Nimm:
Die Blätter und Blumen
vom Wermuth.
Schaafgarbe.
Cardobenedict.
Wachholderbeeren.

Feine Eisenpfeilspäne, die nicht rostig sind, von jedem ein Ganzes, oder nach der Menge der Kranken auch mehrere Pfund, stoße alles zu einem feinen Pulver, und gieb einem jeden des Morgens und Abends 3 Eßlöffel voll, mit zwey Eßlöffeln Salz vermischt, eine Stunde vor dem Futter.

Man kann das Arzneymittel, wenn es schwer beyzubringen seyn sollte, mit Kleyen vermischen, doch muß jedes einzelne Thier seine Gabe besonders bekommen; sollten sie es aber, auf diese Art gereicht, wegblasen, so muß man es anfeuchten, und einen Einguß daraus verfertigen. Weil indessen auch Eingüsse schwer beyzubringen sind, so ist man genöthigt die Dosis für jedes Thier mit Hülfe des Honigs zu einer Pille zu machen.

Mit diesen Mitteln fährt man drey Tage lang fort: den vierten Tag reicht man ihnen ein Laxiermittel.

No. 2 Nimm:

Schwarze Nieswurzel gepulvert eine starke Messerspitze, rühre das Pulver mit einem Eyerdotter wohl untereinander, und gieb jedem Kranken des Abends eine solche Gabe.

Sollten die Kranken des Morgens zu laxiren noch nicht anfangen, so reicht man ihnen bald früh das Mittel No. 2. noch einmal.

Werden die Kranken darauf noch nicht besser, alsdann reicht man ihnen das Pulver von No 1. wieder 3 Tage hindurch, und den 4ten das Laxiermittel No. 2.

Endlich muß man Ihnen soviel wie möglich dasjenige Futter geben, wonach sie am meisten gelüsten.

Bey aller Vorsicht werden noch immer Thiere fallen, wenn diese Krankheit einmal allgemein wird; die Klugheit erfordert also, daß man, die Ursachen, die sie hervorbringen, sorgfältig vermeide.

Ich

Ich würde, obgleich diese Krankheit nicht ansteckend ist, die Absonderung der Kranken von den Gesunden, dringend anrathen.

Von den Hühnern und ihren Krankheiten.

Viele Landwirthe halten die Hühner für so gleichgültige Geschöpfe, daß sie auf die Vermehrung derselben nicht viel sehen, sondern ihre Zucht höchstens als eine unbedeutende Nebensache in ihrer Wirthschaft betrachten. Eyer und Hühner sind zwey Artikel, welchen die Einwohner der Städte gierig nachgehn, und die sie immer sehr gut bezahlen. Wenn man bedenkt, wie viel Geld man aus diesen Dingen mit so weniger Mühe markten kann: so wundert man sich, woher es kömmt, daß noch kein Landwirth in Schlesien auf den Gedanken gekommen ist, die Hühnerzucht ins Große zu treiben. Man sieht in den Höfen Taubenhäuser, aber man findet noch nirgends gut eingerichtete Hühnerhäuser auf dem Lande.

Wie viele Familien könnten in Oberschlesien nicht bequem leben, wenn sie sich auf diesen Zweig der Landwirthschaft ver-

legen. Ich will zwar nicht sagen, daß man in Niederschlesien keine Vortheile daraus ziehen könnte; ich behaupte nur, daß Oberschlesien vorzüglich dazu geschickt sey. Das Futter ist da wohlfeiler, und die Oder erleichtert die Verführung der Eyer.

Eine einzelne Familie kann, wenn sie nur einigen Hofraum um das Haus herum hat, und die Sache vernünftig einrichtet, sehr leicht 13 bis 14 hundert Hühner verpflegen. Es versteht sich, daß eigene Hühnerhäuser dazu verfertigt werden müßten.

Die Hühner leben gewöhnlich 10 Jahre, die Hähne leben zuweilen noch einige wenige Jahre länger, als die Hennen. 20 Hennen erfordern schon ihren eigenen Hahn, und weil doch, wenn man die Sache ins Große treibt, einer oder der andere leicht krank werden kann: so rechnet man auf 250 Hennen 15 Hähne.

Von der Wartung der Hühner hängt der Gewinn größtentheils ab. Ihre ganze Erhaltung ist sehr einfach. Der Weitzen ist zwar das theuerste, aber zuverläßig auch das beste Futter für die Hühner. Nach diesem kömmt der Hafer. Für die Küchelchen,

chelchen, oder ganz jungen Hühnchen, ist Hirse das beste: sonst füttert man auch in den ersten 14 Tagen altes Weitzenbrod, oder Gerstenmehl und gehacktes Knoblauchkraut mit Wasser, hernach aber Hirse und gehacktes Nesselkraut mit Weitzenkleye.

Man muß ihnen nie zu viel auf einmal geben, sondern des Tages wenigstens dreymal füttern; denn sie überfressen sich leicht, wenn sie zu viel auf einmal bekommen: so muß ihnen auch reines und klares Wasser täglich dreymal gegeben werden. Reinliche Hühnerhäuser ist eines der Haupterfordernisse, und man thut sehr wohl, wenn man ihre Wohnungen öfters mit Schwefel ausräuchert.

Bey der Auswahl der Hühner zur Zucht, muß man die schwarzen, dunkeln, röthlichbraunen, den weissen, weißlichen und grauen vorziehen; denn die letzteren legen nicht so fleißig und keine so große Eyer, wie die ersteren. So taugen auch diejenigen nichts, die das Geschrey und Krähen der Hähne nachahmen.

Wie und wo man die Hennen setzen, wie viel Eyer man ihnen unterlegen soll, ist einem jeden von den Landleuten hinlänglich

lich

lich bekannt, und ich übergehe es um so lieber, da ich noch weniger bekannte Dinge mitzutheilen, und besonders von ihren Unarten noch etwas zu sagen habe.

So giebt es Hennen, die diejenigen Eyer, die sie ausbrüten sollen, auffressen, man kann ihnen diese böse Gewohnheit sehr leicht abgewöhnen, wenn man denselben hart gekochte und noch heisse Eyer unterlegt. Es giebt ferner Hennen, die keine Eyer legen, diesen muß man das beste Futter geben, und sie vor der Kälte schützen. Man erzählte mir einst von einem Manne auf der Lüttichschen Grenze, dessen Hühner im Winter so gut, als im Sommer Eyer legen, und wovon die meisten ein doppeltes Gelbes haben. Er nimmt die Hülsen vom Leinsaamen, dörret sie in einem warmen Ofen, läßt sie dreschen, und schüttet sie in kochendes Wasser. Hernach thut er eben so viel Weitzenkleye dazu, rührt alles untereinander; ist dieses geschehen, so nimmt er eben so viel Eichelmehl und mischt es darunter, daß ein Teig daraus entsteht, mit welchem er seine Hühner füttert.

Ich kann keine Hühner halten, und habe also noch keine Versuche mit dieser

Fütte-

Fütterungsart machen können; ich wünschte aber, daß einer oder der andere von meinen Lesern einen Versuch machte; um zu erfahren, ob die Sache wahr ist, oder nicht.

Ferner giebt es auch Huren unter den Hennen, die niemals gluckisch werden, das heißt: nicht brüten wollen. Diesen vornehmen Fehler gewöhnt man ihnen ab, wenn man ihnen Weitzenkleye, gehacktes Nesselkraut und Nesselsaamen zum Futter giebt. Im Gegentheile giebt es wieder andere, die beständig gluckisch sind. Dieser Unart hilft man ab, wenn man ihnen eine Feder durch die Nasenlöcher steckt, und dieselben täglich einigemal in kaltes Wasser taucht. Denjenigen, die nur Windeyer legen, giebt man Weitzenkleye mit Hanfkörnern.

Von den Krankheiten der Hühner.

Der Pip oder insgemein Zieps. Das Uebel besteht in einer Verhärtung der Haut unter und an der Spitze der Zunge, dieser Umstand hindert sie an fressen, aus dessen Verminderung man auf die Gegenwart der Krankheit schließt. Die Ursache dieser so gemeinen Krankheit ist, der Mangel

gel an reinem und frischem Wasser. Auch thut man zur Verhütung des Uebels sehr gut, wenn man in das Wasser für dieselben Eisenschlacken legt.

Die Darre.

So nennt man eine Geschwulst auf dem Sterz. Die Hühner sind gemeiniglich, ehe sie in eine solche Krankheit verfallen, hartleibig gewesen. Ihre Federn biegen sich zurück, und die Thiere sehen rauh, oder gleichsam gekräuselt oder gelockt aus, und sie werden von Tag zu Tag magerer.

Man öfnet die Geschwulst, sobald sie weiß aussieht mit einem kleinen scharfen Messer, drückt die verdickte Materie heraus, und wäscht die Wunde mit einem Theile starken Kornbrantweins und 2 Theilen Wasser zuweilen aus.

Die Verhärtung des Kropfes.

Man erkennet die Krankheit schon von außen an dem aufgetriebenen und harten Kopfe. Gewöhnlich überfressen sich diese Geschöpfe, wenn sie einige Zeit haben Hunger leiden müssen, dergestalt, daß ihnen, wenn sie bald darauf zu trinken Gelegenheit

heit haben, die Kröpfe aufplatzen. Man füttere sie daher öfter.

Frisches Lein- oder Baumöl zu einem kleinen Löffel voll all Stunden eingeflößt, ist das beste Mittel dawider.

Die Hartleibigkeit.

Dieser Zufall raubt oft vielen Hühnern das Leben, ohne daß man eine Ursache davon bestimmt anzugeben im Stande ist. Hält dieses Uebel eine längere Zeit an, ohne daß es sie tödtet, so schwellen nicht wenige derselben stark auf, das heißt: sie bekommen die Wassersucht.

Man nimmt ein halbes Loth Aloe, bindet sie in ein leinenes Fleckchen, und legt dieselbe in das Wasser, von welchem die Kranken trinken.

Der Durchfall.

Auch an diesem gehen bey naßkalter Witterung im Frühjahre und im Herbste oft viele Hühner zu Grunde.

Zu Pulver geriebene Tormentillwurzel ist das sicherste Mittel dagegen. Man nimmt von dem Pulver der Wurzel

zwey

zwey Quentchen und gießt ein halbes Quartierchen Kornbrantwein darauf, läßt es 24 Stunden in der warmen Asche stehen, und giebt jedem Huhne 6 bis 8 Tropfen des Morgens und Abends. Hat man spanischen Wein bey der Hand, so kann man sich dessen mit größerem Vortheile statt des Brantweins bedienen.

Die Würmer

plagen auch die Hühner, und oft wohnen sie in großer Menge bey denselben. Sie gedeihen nicht, und zehren sich nach und nach ganz ab.

Man giebt 1 bis 2 Loth Schwefelblumen unter das Kleyenfutter, und wiederholt es öfter: auch gehen dieselben nach rohem Specke ab.

Dem Schnupfen

sind die Hühner zuweilen auch unterworfen. Man bemerkt einen Ausfluß aus dem Schnabel und aus den Augen, der wie Materie aussieht: und sie haben dabey einen Keichhusten, wobey sie am ganzen Körper erschüttert werden.

Ein warmer Stall ist das erste was man für die Kranken besorgen muß. Selbst das Trinkwasser muß gewärmt werden.

Die Läuse

quälen die Hühner auch sehr oft. Sie besuchen auch die Menschen, die mit den Hühnern zu gleicher Zeit auf dem Heuboden schlafen. Die Unreinigkeit ihrer Wohnungen ist die Hauptursache, welche die Entstehung und Vermehrung dieses Ungeziefers begünstiget.

Man wäscht die damit behafteten Hühner mit folgendem Wasser: man nimmt 2 Loth grobgestoßenen Pfeffer, 2 Loth Schnupftabak, kocht es in 1½ Quart Wasser zur Hälfte ein. Auch besprengt man den Hühnerstall zuweilen damit, dieses Waschen muß öfter wiederholt werden.

Von der Tollheit der Hunde.

Es giebt in der ganzen Natur kein Gift, welches bey Menschen und Thieren solche schreckliche Wirkungen hervorbringt, als der Geifer eines wirklich tollen Hundes. Diese für Menschen, Pferde, Esel,

Maulesel, Ochsen, Schaafe, Schweine und sogar für das Geflügel so äußerst gefährliche Krankheit, entwickelt sich aus innerlichen Ursachen nur bey Hunden, Wölfen und Füchsen: alle übrigen Thiere bekommen sie erst nach dem Bisse eines der drey letzteren Thiere, am gewöhnlichsten nach dem Bisse eines tollen Hundes. Vor jeder Todesart schaudert der Mensch zurück, und der Niederträchtigste wird durch den Anblick eines sterbenden Mitbruders, wenigstens auf einige Augenblicke, zum ernsthaften Nachdenken gestimmt; aber die Todesart eines an dem Bisse eines tollen Hundes verschiedenen Menschen erfüllt jeden, der ein Zuschauer davon ist, mit Schrecken. Die letzte Umarmung des sterbenden Vaters ist für sein treues Eheweib, für seine lieben Kinder gefährlich und sogar tödlich: auch dieser oft einziger Trost ist ihm entrissen.

Ich bin der Meinung, daß man diesem schrecklichen Uebel, wo nicht ganz; doch größtentheils abhelfen könnte, wenn es erstens Niemanden erlaubt wäre Hunde zu halten, der sie zu seiner Handthierung oder zu seiner Sicherheit nicht höchst nothwendig brauchte.

Wie viele Einwohner der Städte ernähren zum unnützen Zeitvertreibe Hunde, von denen mancher so viel kostet, als zum nothdürftigen Unterhalte eines Menschen hinlänglich wäre! Hier predigt man tauben Ohren.

Zweytens sollte ein jeder verpflichtet seyn, sobald er die ersten Merkmale der Tollheit an seinem Hunde wahrnimmt, und ehe die Krankheit ganz ausbricht, denselben entweder in ein sicheres Behältniß bis zum Tode einsperren, oder bald tödten zu lassen. Diese Zeichen sollten einem jeden hinlänglich bekannt gemacht werden, der Bürger sollte sie auf dem Rathhause, der Landmann vom Schulzen und Gerichten jährlich einigemal erfahren: und derjenige müßte hart bestraft werden, der durch seine Nachläßigkeit und aus blinder Vorliebe einen tollen Hund entlaufen ließe. Man straft ja diejenigen und zwar mit Recht, die aus Unvorsichtigkeit Feuersbrünste veranlaßt haben: wie mancher toller Hund hat schon mehr Unglück über ganze Familien gebracht, als manche Feuersbrunst!

Giebt

Giebt es denn so sichere Kennzeichen beym Anfange dieser Krankheit? Den Thierärzten neuerer Zeiten haben wir es eigentlich zu verdanken, daß wir in dieser so wichtigen Sache helles Licht haben, und wenn der liebe Gott die Bemühungen dieser Männer ferner segnet, zur möglichsten Gewißheit darin gelangen werden. Ich für meinen Theil gelobe es meinem Vaterlande feyerlich an, daß ich jeder Gelegenheit, wenn es auch mit Gefahr meines Lebens verbunden seyn sollte, nachspüren werde, und daß mich nichts von den bedenklichsten Versuchen abhalten soll.

Das Papier ist sehr geduldig und es läßt sich viel darauf schreiben: das weiß ich wohl, ich könnte indessen auch, wenn ich mein eigener Lobredner seyn wollte, Thatsachen hierüber anführen. Gesetzt aber die Kennzeichen, die ich itzt gleich anführen werde, sind nicht so sicher; ists denn nicht besser, daß ein verdächtiger Hund 14 Tage lang eingesperrt oder getödtet wird, als daß man Menschen und Thiere einem so fürchterlichen Schicksale aussetzen sollte?

Der Hund mag von einem andern tollen Hunde gebissen worden seyn, oder aus innern Ursachen die Krankheit bekommen, das heißt: von selbst toll werden: so ist der Verlauf der Krankheit immer folgender: er wird faul, sieht ganz traurig aus, und sucht sich einen einsamen, dunkeln, oder, wenn es möglich ist, ganz finstern Ort, an welchem er sich gleichsam vor sich selbst verbergen will: er achtet auf seine Cameraden nicht, und will allein seyn. Er frißt und säuft noch etwas weniges, aber dieses geschieht mit einer gewissen Gleichgültigkeit, als wenn ihm dafür ekelte. Seinen Herrn kennt er noch, und folgt mit niederhängenden Kopfe, herabhängenden Ohren, und eingezogenen Schwanze, verdrossen und schläfrig seiner Stimme. Das Liegen scheint ihm zu gefallen, er ist ruhig, bellt nicht und murrt nur, besonders, wenn sich ihm fremde Menschen und Thiere nähern. Er schnappt wohl gar nach ihnen, er beißt aber nicht so leicht; sollte jedennoch dieses geschehen: so ist der Biß in diesem Zeitraume noch nicht gefährlich. Das Athemholen geht noch natürlich und leicht von statten, den Pulsschlag kennen meine Leser nicht, es wäre also über-

flüssig

flüssig ihn näher zu beschreiben. Diese Periode wollen wir die erste, und zwar die Periode der Einsamkeit und Ruhe nennen. Sie dauert selten über 3 Tage, oft nicht länger als einem Tag. Jeder mit eben beschriebenen Zufalle behaftete Hund sollte entweder in ein sicheres Behältniß verwahrt oder gar getödtet werden.

Mit dem Anfange des vierten Tages zuweilen auch eher, selten später, wird das Athemholen geschwind und schwer, er kennt seinen Herrn nicht mehr, und ist gegen diesen sowohl als gegen Speise und Trank gleichgültig, er frißt nichts, er säuft auch nichts mehr. Sein Kopf und Ohren hängen herunter, der Schwanz ist eingezogen. Das Maul ist aufgesperrt und es fließt Schaum oder Geifer aus demselben in großer Menge, welcher an seinen Lippen und an seinen Barthaaren hängen bleibt. Die Zunge hängt aus dem Maule hervor, ist trocken und bläulich. Seine Augen sind finster nach der Erde zugerichtet, es läuft viel Wasser aus denselben, und er hat das Ansehen eines halbschlafenden, halbweinenden. Die Haare stehen über den ganzen Körper

vor-

borstig, und gleichsam verwildert empor. Er springt oft plötzlich auf die Umstehenden los, beißt, was ihm zunächst ist, läuft vorwärts; aber nicht in graden, sondern in lauter krummen Linien, in die Kreutz und die Quere; er wird gleichsam schwach, fällt oft nieder, und springt bald wieder auf: er verläßt seinen einsamen Aufenthalt, hat weder Rast noch Ruhe, sucht zu fliehen, und beißt auf seiner Flucht, was ihm vorkömmt. Jezt ist er wirklich toll, sein Biß äußerst gefährlich, seine Krankheit hat die höchste Stufe erreicht. Die Zufälle entwickeln sich nach und nach in dem Zeitraume von 2 Tagen, zuweilen auch schon früher. Diese Periode wollen wir die Periode des Herumirrens und der Tollheit nennen.

Wird der Hund nicht getödtet, und kann er ungehindert herumirren, so endiget die Natur in 36, höchstens 48 Stunden, sein gefährliches Leben. Man kann daher mit Zuverläßigkeit behaupten, daß die wahre Tollheit des Hundes nur 36 bis 48 Stunden dauert. Eine freylich kurze Zeit, in der aber viel Unglück angerichtet werden kann. Je näher der Hund seinem

natürlichen Tode ist, desto tödlicher ist sein Biß, und alle die schrecklichen Folgen entstehen um desto geschwinder.

Man kann aus dieser von der Natur selbst entlehnten Beschreibung der Krankheit ersehen, daß nicht das bloße Beissen, Herumlaufen, und ein eingezogener Schwanz, hinlängliche Kennzeichen der Tollheit eines Hundes sind, sondern, daß es bey der Beantwortung der Frage: ob ein Hund wirklich toll sey, auf mehrere Zufälle ankömmt. Die Hunde beißen, wenn sie viel geschlagen, oder auf eine andere Art gemißhandelt, oder geängstiget worden und entkommen sind, sehr oft alle diejenigen, die den Leuten ähnlich sehen, welche sie gemißhandelt haben. So haben wir Beyspiele, daß herumirrende Hunde blos Knaben gebissen haben, ohne den erwachsenen Menschen im geringsten zu schaden, weil es boshafte Knaben waren, die sie gemißhandelt hatten. So hat es auch herumschweifende Hunde gegeben, die blos Hunde, wenn sie ihnen auf ihrem Wege einzeln vorkamen, gebissen haben; weil sie kurz zuvor von einer Gesellschaft ihrer Kameraden, ebenfalls gebissen worden sind, die sich nun

auf

auf ihrer Flucht an allem, was ihren feindseligen Kameraden ähnlich sieht, zu rächen suchen. Ferner ziehen die meisten Hunde aus Furcht ihre Schwänze ein, besonders wenn sie bestraft werden sollen. Es ist diesem zufolge äußerst nothwendig, daß man auf alle, in der Beschreibung angeführten Kennzeichen, aufmerksam ist, wenn man einen Hund für toll, oder nicht toll erklären soll.

Ueber die Ursachen, von welchen diese Krankheit hervorgebracht wird, hat man schon vieles gesagt und geschrieben; allein wir sind in dieser Sache noch nicht auf dem Punkte der Gewißheit, auf welchem wir zu seyn wünschten. Eine der unwahrscheinlichsten, hier zu Lande allgemein angenommenen Ursachen der Tollheit, ist der Tollwurm, den, außer den Halbmeistern und Abdekern, noch kein vernünftiger Mensch in seinem Leben gesehen hat; denn dasjenige, was diese Leute für 2 oder 3 Gr. herausschneiden, ist nichts weniger, als ein Wurm, sondern ein sehnigter Theil, der auf das beym Trinken nothwendige Hohlmachen der Zunge, einen wichtigen Einfluß hat. Man martert die armen Thiere vergeblich, und scha-

schadet ihnen noch durch die Beraubung eines ihrer nothwendigen Theile, ohne sie vor der Tollheit zu sichern. Es sind Hunde, denen der sogenannte Wurm geschnitten worden ist, eben so gut tolle geworden, als diejenigen, denen er nicht benommen worden ist.

Lange anhaltende Hitze und die daher entstehende Trockenheit, strenge und anhaltende Kälte, Mangel des reinen und frischen Wassers, stinkendes und von Würmern bewohntes Fleisch, sind die gewöhnlichsten Ursachen der Krankheit. Weil hier von dem stinkenden und wurmigten Fleische die Rede ist, so kann ich mich nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit ein paar Worte über unsere Schindanger oder Schindergruben zu sagen. Ohne zu erwähnen, daß sich die Abdecker aus Faulheit die Freyheit nehmen, nahe an den Landstraßen abzudecken, und dadurch, wenn das Thier an einer ansteckenden Krankheit gestorben ist, zur schnellen Verbreitung der Ansteckung beyzutragen: so thun sie gewöhnlich nichts, als daß sie das Fell oder die Haut abziehen, das Fett oder Talg ausschälen, und so nach Hause reiten. Das Fleisch und die Där-

me

me bleiben liegen, denen die oft schlecht genährten Hunde sehr fleißig nachgehen, und oft vom Schindanger die erste Anlage zur Tollheit mit nach Hause nehmen. Ja die Sparsamkeit vieler Hundebesitzer geht so weit, daß sie ihre Hunde wohl selbst auf den Schindanger führen. Der Abdecker sollte auf jeden Fall verbunden seyn, alles, was er nicht nach Hause nimmt, sorgfältig zu vergraben.

Außer diesen können Zahnschmerzen, denen die Hunde, besonders wenn sie sich an den großen Knochen die Zähne sprengen, oder durch heiße Suppen dieselben verbrennen, zu dieser Krankheit Veranlassung geben. Indessen halte ich das Schnappen und Beissen unter diesen Umständen für keine wahre Tollheit; weil es hier an den übrigen wesentlichen Kennzeichen immer fehlt. Ich habe Fälle gesehen, wo sie sich vor Schmerz an harten Gegenständen, vorsätzlich ihre Zähne ausgebrochen haben.

So wie Schooß- und Stubenhunde zuweilen darum toll werden, weil sie sich nicht begatten können.

Man

Man weiß überhaupt noch nicht, ob mehrere Hunde oder Hündinnen toll werden: ein Umstand, dessen genauere Kenntniß über die wahre Natur der Krankheit, nicht wenig Licht verbreiten würde.

Die Klugheit erfordert es also, daß man alle die Ursachen vermeide, aus denen die Krankheit entstehen kann.

Bey den an dieser Krankheit gefallenen Hunden findet man insgemein, jedoch nicht allemal, eine Entzündung des Schlundes und der zum Schlingen erforderlichen Theile. Das Herz und die Lungen sind stark mit Blut angefüllt, welches sehr flüßig ist. Das Fleisch sowohl als alle Eingeweide sind trockner, als sie es gewöhnlich zu seyn pflegen.

Man muß bey der Zergliederung tollgewesener Hunde äußerst vorsichtig seyn, damit von dem Schaume oder Geifer an den Messern oder Instrumenten nichts hängen bleibt. Die Zergliederung selbst sollte man eigentlich nie ohne Handschuhe unternehmen, und jeder Ort, an welchen von dem ansteckenden Speichel auch nur das geringste gekommen ist, muß mit Salz-

wasser,

wasser, Wein- oder Bieressig wohl gewaschen werden.

Zum Troste für Menschen, die von einem Hunde gebissen worden sind, hat man auf Mittel und Wege gedacht, nach dem Tode des Hundes zu erfahren, ob derselbe wirklich toll gewesen oder nicht. Wenn z. B. das Thier von einem fremdem und nicht zu weit entfernten Orte vielleicht ins Dorf oder in die Stadt gekommen ist, und daselbst Menschen und andere Thiere beschädiget hat, und alsdenn von selbst gefallen oder getödtet worden ist. Freylich findet man bey der Zergliederung, die in dem gleichvorhergehenden Absatze angeführten Merkmale; aber man findet sie doch nicht bey allen toll gewesenen Hunden, und die Sache bleibt ungewiß. Verschiedene Männer haben angerathen, man solle das Zahnfleisch und die innere Seite der Lippen eines vermeinentlich toll gewesenen Hundes mit einem Stücke Brod gut reiben, und dieses Stück Brod andern Hunden vorwerfen. Fressen es diese, so sagen sie, ist der Hund nicht toll gewesen; fressen sie es aber nicht, und fliehen sie wohl gar dafür, so ist kein Zweifel mehr an der

wirk-

wirklichen Tollheit des Hundes. Ich würde keinem rathen dieser Probe viel zu glauben; denn es kömmt darauf an, ob die Hunde hungrig gewesen sind oder nicht, und ob der Hund, an dessen Zahnfleisch man das Brod gerieben hat, schon in Fäulniß übergegangen ist oder nicht. Meine Meinung wäre, daß jeder, der von einem Hunde gebissen worden ist, welcher zuvor schon Menschen und Thiere gebissen hat, alle bey diesen Gelegenheiten als wirksam befundene Rettungsmittel ergreifen sollte, um sich wenigstens auf alle Fälle sicher zustellen. **Etwas Vorsicht zuviel ist hier besser als etwas zu wenig.**

Giebt es denn kein Mittel einem tollen Hunde zu entkommen? Wer die oben gegebene Beschreibung öfters ließt und die beygefügte Abbildung zuweilen ansieht, wird in der Entfernung von vielen Schritten einen tollen Hund erkennen, und kann sich sehr füglich retten; denn sein Gang ist schwankend und nicht zu schnell, obschon er im Trott (Trapp) geht. Da er nur das beißt, was ihm in Weg kommt: so darf man, wenn kein Haus zur Rettung in der Nähe ist, nur ein Paar entschlossene Schritte seitwärts machen,

chen, und der Hund wird in den meisten Fällen vorbey schieben.

Es haben auch einige anempfohlen, man soll sich, wenn man einen derglei- chen Hund wahrnimmt, auf den Bauch zu Boden legen, den Athem an sich halten, die Hände einziehen, und in dieser Lage abwarten bis er vorbeygegangen ist. Sie sagen, die wilden Schweine, Bäre, Wölfe u. s. w. thun einem Menschen in dieser Lage nichts zu Leide, also werden es wohl auch die tollen Hunde nicht thun. Ich würde keinem diesen Rath geben; denn auch die wilden Schweine haben manchem, auf diese Art gelagertem Men- schen, schon etwas empfindliches hinters Ohr geschrieben, und tolle Hunde sind we- der Wildschweine noch Bäre.

Hat aber ein Landmann das Unglück von einem tollen Hunde gebissen worden zu seyn, und ist er von der Hülfe der Aerzte sowohl als der Wundärzte weit entfernt: so kann er nichts besseres thun, als daß er die Wunde mit Lauge, das heißt: mit Wasser, in welchem gesiebte Holzasche, ein Vaterunser lang, gekocht worden ist, öfter, und so lange auswäscht,

bis

bis der Arzt oder Wundarzt, zu welchem er den Augenblick seine Zuflucht nehmen muß, angekommen ist. Auch kann man sich im Nothfalle statt der Lauge des Wassers, in welchem viel Küchen-Salz aufgelößt worden ist, bedienen. Es ist übrigens gut, Löschpapier auf die Wunde zu legen. Wunden dieser Art heilen sehr geschwind, welches der Arzt oder Wundarzt durch die schicklichen Mittel, einige Zeit lang, verhindern wird. Man schiebe die Sache ja nicht um einige Tage auf, und glaube keine abergläubischen Weibermährchen, denn von der richtigen Behandlung der Wunde hängt alles Glück und Unglück ab. Wie viele Menschen haben nicht schon ihr Leben, dieser Nachläßigkeit wegen, auf die entsetzlichste Art verlohren. Und wenn auch nur etwas Geifer auf der Haut hängen geblieben ist, so muß man dieselbe doch mit der Lauge wohl abwaschen.

Es wäre überflüßig von der ferneren Kurart noch etwas zu sagen; denn ich schreibe für Landleute, die bey der deutlichsten Beschreibung doch noch erhebliche Fehler begehen könnten: und wenn ja ein Arzt dieses Büchlein zur Hand nehmen sollte,

sollte, so habe ich das Zutrauen zu diesem Herrn, daß ihm die wenigen Mittel, die hier mit einigem Erfolge angewandt werden können, hinlänglich bekannt sind.

Ein sehr schädliches Vorurtheil muß ich bey dieser Gelegenheit noch in seinem wahren Werthe darstellen; es ist dies meines Erachtens um so nothwendiger, da es in Schlesien ziemlich herrschend ist. Die Sache betrift vorzüglich eine Art von Zetteln, die man den von einem tollen Hunde gebissenen Menschen eingiebt: Diese Zettelkuren sind nun zwar nichts eben so neues, und es wird jedermann bekannt seyn, daß man auch auf diese Art die Fieber kuriret. Wenn es Jäger oder Mönchssammler sind, die mit so etwas ihr niedriges Wesen treiben, so kann man es allenfalls noch eher hingehen lassen, denn diese Leute verstehen es nicht besser; wenn aber Menschen, die von ihrer Geburt aus, schon klüger seyn sollten, solche närrische Possen treiben, so weiß man nicht, was man von denselben denken soll.

Dieser wunderthätige Zettel ist auf der Kupfertafel ganz ächt abgedrückt. Er muß auf eine geheimnißvolle Art zusammen-

mengerollt werden, alsdann theilt man ein ganzes Brodt in zwey Theile, schneidet das Weiche desselben aus der Mitte rund heraus, und nimmt den Zettel in demselben ein.

Nach drey Tagen müssen sich Kopfschmerzen einfinden, und nun ist der Kranke außer Gefahr. Wer so was vernünftig und zweckmäßig finden kann, hat ohne alle Widerrede, die gerechtesten Ansprüche zu einer Versorgung in das Irrhaus.

Endlich ist es noch nöthig, um die Wichtigkeit der gegebenen Vorschriften einleuchtend zu machen, daß ich meine Leser mit dem Elende der unglücklichen Menschen, die nach dem Bisse eines tollen Hundes wüthend werden, einigermaßen bekannt mache.

Wenn die schnelle und vernünftige Hülfe verabsäumt worden ist, so empfindet der Mensch, an den verwundet gewesenen Theile, oder an dem Orte, an welchem etwas von dem Geifer kleben geblieben war, einen Schmerz, der sich nach und nach auf die übrigen Theile des Körpers, und sogar bis zum Schlun-

de

de verbreitet. Hierauf folgt eine Müdigkeit, eine Schwere und Widerwillen gegen Bewegung in allen Theilen. Der Kranke ist sehr unruhig, wirft sich auf seinem Lager hin und her, beschäftigt sich mit unnöthigen Sorgen: alles starke Reden, das Wehen des Windes, und jedes Geräusche ist ihm unerträglich, sein einziges Verlangen ist nach der Einsamkeit. Schreckhafte Träume stöhren ihn im Schlafe, während welchem er öfters einige Töne ausruft, und von Krämpfungen in demselben unterbrochen wird.

Zu diesen Uebeln, die sich mit der Stunde verschlimmern, gesellet sich noch ein starkes Drücken im Magen, und viel Beschwerde beym Athemholen. Das Seufzen wird heftiger, welches von starken und heftigern Schaudern, nebst einer unbeschreiblichen Furcht begleitet wird. Diese letztern Zufälle werden verstärkt, wenn der Kranke Wasser oder einen andern flüssigen Körper, oder die Oberfläche eines Spiegels, oder auch etwas sehr glänzendes Weisses zu Gesicht bekömmt: sein Blick wird dabey traurig, ängstlich und wild. Ein heftiges Zittern stellt

stellt sich ein, und feurige Funken schweben ihm vor den Augen.

Obschon die Kranken noch feste Speisen zu sich nehmen können, so sind sie doch gleichgültig dagegen; sobald sie aber flüssige Sachen in dem Mund nehmen, alsdann überfällt sie eine unerträgliche Herzensangst, das Zittern wird heftiger und artet in Krämpfe, Verzuckungen und Raserey aus.

Zuweilen brechen sie auch eine zähe, bräunlichte, gallichte Materie von sich; es erleichtert aber alles dieses die Krankheit nicht im geringsten.

Die Hände, Füße und Nasenspitze sind kalt, das Angesicht sehr entstellt.

Noch ist der Leiden kein Ende, noch sind alle die schrecklichen Zufälle im Steigen.

Die Stimme wird heiser, er spricht mit Schüchternheit, und seine Worte werden zuweilen von einem Husten oder Schlucken unterbrochen. Die Zunge, die

oft aus dem Munde hervorragt, ist trocken und rauh, und der Durst ist unaussprechlich groß, ohne daß die Patienten trinken können; weil sie, wie schon gesagt worden ist, bey dem Anblicke jeder Flüssigkeit in die heftigsten Krämpfe verfallen.

Der Mund ist voll von schleimichten Speichel, den sie nicht hinabschlingen können, und den sie auch sogar wieder ihren Willen auf die umstehenden zu speien suchen. Sie haben einen heftigen Drang, diejenigen, die ihnen zu nahe kommen, ganz wider ihre Neigung zu beissen.

Sie toben, rasen, der Schaum häufet sich vor ihrem Munde. Und doch giebt es noch Zwischenzeiten, in welchen sie ihren Verstand haben, ganz vernünftig sprechen, ja die Gegenwärtigen sogar bitten, sie möchten sich von ihnen entfernen, damit sie nicht beschädiget würden.

Das Athmen wird zuletzt äußerst schwach, es finden sich kalte klebrichte Angstschweisse ein, das Gesicht wird immer

mer mehr entstellt und unkenntlich, aus den halbgebrochenen Augen, rollen unwillkührliche Thränen. Die Zuckungen ergreifen ihn heftiger, drohen ihn zu ersticken. Er will noch davon laufen. Endlich verbirgt er sein Angesicht, wird ruhiger, und der Tod macht allen den nahmlosen Leiden am 4ten Tage ein Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mogalla, Georg Philipp

Der Freund eines Landmannes

Bd.: Zweytes Stück

Breslau 1793

A.vet. 30-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10252185-7
VD18 90960564